Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 49. Wie ich mich von die schreckliche Ekseitement in selle Nacht, wo die Missus Wedesweilern bei mich gestanne is, erholt gehabt hen, do is hell lichtiger Dag geweye. Ei tell juh, ich sin so ausgewohre un ausgeteiert gewese, daß ich's gar nit diskreiwe kann. So Eckspierienzes hen ich schon in Bücher gelese un do hen ich immer gedenkt, wer nor so Fehts uffmache duht! Jetzt hen ich awwer e differente Oppinjien. Von jetzt an glaub ich alles un wann mich einer sage duht, daß die Fisch Gras fresse un die Ellefents Eier lege, dann glaub ich's auch. Well, wie ich mich am Morgen uffgerappelt gehabt hen un mich e wenig uffgestrehtend hatt', do hen ich mich in die erschte Lein e Kopp Kaffee gemacht un do hen ich widder e wenig besser gefühlt. Wie ich grad mein vierte Kopp vor mich gehabt hen, do is der Philipp, was mein Hosband is, inseit komme. Er hot ganz verstört geguckt un sagt: „Lizzie," hot er gesagt, „mit mich is ebbes nit richtig un ich denke, ich besser gehn un sehn en Dackter." „Wei for Guttneß Sehks, „hen ich gesagt, „was is denn mit dich die Mätter?" Ich muß sage, ich sin doch e wenig geschkehrt gewese. Do hot mich denn der Phili verzählt: „Dent emol an Lizzie, du weißt gut genug, daß ich schon wann un dann emol en Duft mit heimgebracht hen, awwer ich hen immer mei Hohm schwiet Hohm gefunne, mitaus en Mißteht zu mache. Gestern hen ich den ganze Dag noch nit soviel Drinks gehabt for en Kanalljievogel tippsie zu mache un ich muß sage, ich hen mei Deireckschen verlore — ich sin in e fremdes Haus gange. Das Haus hot geguckt wie unseres un ich sin auch obbstehrs wie in unseres un ich hen auch e Ruhm uffgemacht, grad wie unseres un ich hätt druff geschwore, ich wär in unserem; awwer wie ich mei Bett totsche, do hörn ich uff eemol en ferchterliche Krisch un do hen ich ausgefunne, daß e fremde Lehdie in den Bett liege duht. Do sin ich doch schuhr genug in den ronge Haus gewese. Off Kohrs sin ich ausgerisse so schnell wie en Hund gauzt un sin in leß denn no teim autseit das Haus gewese. Ich sin geronnt, so schnell, daß mich der Wind ausgewwe hot. Wenn mich einiger Kapper gesehn hätt, der hätt schuhr gedenkt, ich wär en Burkler. Ich sin geronnt, bis ich autseit die Zittielimmits war un do hen ich mich grad hinfalle losse un sin eingeschlofe. Wie ich e lange Weil do gelege hen, do fühl ich uff eemol so e tidling Sennsehschen an mein linke Hinnerfuß; ich mache die Auge uff un do hen ich genohtißt, daß es en Hund war, wo an mein Fuß getschuht hot, als wann's en Wielrost gewese wär. Off Kohrs hen ich ihn en Kick gewwe, daß er gedenkt hot, e Inschein hätt ihn gestrocke, bitahs er hot gebahrtt, daß mich's in mei Ohre weh gethan hot. So e Gauzerei muß die Dohte uffwecke, hen ich zu mich gedenkt; well, er hot die Dohte nit uffgeweckt, awwer den Farmer un sei Farmhänds, wo do gewohnt hen. Die Kunne sin mit Knippel erbei komme, die ware so groß, daß es geguckt hot, als wollte se e Rinnozeros kille. Do hen ich widder emol ausgefunne, was en Mensch alles stände kann! Sin doch die Fellersch hergange un hen mich mit die Mordinstrumente verhammatscht, daß ich jetzt noch nit weiß, ob ich die Krankheit iwwerlewe. Wie se mit mich durch ware, do hen se mich am Schlaffittche krieat un hen mich so ebaut drei Meile weit geschleift un dann hen se mich liege losse. Ich hen mich mit große Müh uffgepickt un do sin ich; awwer die Schmiß deht ich noch gar nit so meinde, wann ich mich nur den schreckliche Mißteht eksplehne könnt. Denk nur emol, wann das bei mich e Häbbit wer'n deht un ich deht alle Nacht in e anneres Haus laufe; das deht doch mei ganze mühsam erworbene Repputehschen speule." Ich hen ganz ruhig gelissent, bis er fertig war. Am allerliebste hätt ich gegliche, ihn auszulache, so was mer uff deutsch den Lähf gewwe ruft, awwer dann hen ich mein Meind getschehnscht. Ich hen e arig böses Fehs gemacht un hen mein Kopp geschüttelt. „Phil," hen ich gesagt, „was muß ich an dich erlewe? In deine alte Dage machst du noch so Geschichte? Denk emol, wann so ebbes poplick werde deht, wei ich müßt mich ja schehme, wie alles." „Newwer Meind, Lizzie," hot er gesagt, „es hot mich niemand riekanneist un ich wer'n schon ausgucke, daß es nit mehr häppene duht." Do hen ich awwer mit e Weus, daß er gedenkt hot, sie deht von en Supriem Tschotsch komme, gesagt: „Philipp, du bist riekanneist worde, die Lehdi kennt dich un jetzt watsch for Trubel." Do is er awwer doch so geschkehrt gewese, daß er am ganze Körper getrembelt hot. „Lizzie," hot der Phil gesagt, „du besser duhst abschcete, bitahs so en Tahk kann ich nit stende. Ich denke, das beste is, wann ich en kleine Suhseid kammitte duhn, bitahs ich kann nit stende, daß ich an mei gute Altie un an meine Kids, wo ich doch sozusage der Vatter un Pa von sin, Disgrehs bringe duhn." Er hot e Fehs gemacht, als wann er schon bis iwwer die Ohre in den Wasser liege deht un do hen ich ihn doch gepittiet. „Phil," hen ich gesagt, ich will dich emol ebbes sage, awwer du mußt prammisse, daß du nie nit mehr mit en Duft heim komme duhst." Sell hot er mich geprammißt un do hen ich gesagt: „Nau Luckehier, Phil, du bist in dein Haus gewese, du bist in dei Ruhm gewese un die Lehdie, wo in den Bett gelege hot, das is die Wedesweilern gewese, wo die Nacht bei mich gestanne is, bitahs ich sin effrehd gewese, allein zu sein, so jetzt weißt du, was die Mätter is." Do hätte Se awwer emol sehn solle, wie glücklich der Philipp gefühlt hot! Das Riesolt is gewese, daß er reiteweg zu den Wedesweiler is un mich spät in die Nacht en ganz kolosiefe Duft, wo mer uff deutsch en Tschäck rufe duht, mit heim gebracht hot. Sehn Se, so sin die Menfohks; prammisse duhn se all gern, awwer zu ihr Prammis sticke, do sin se no gutt. Mit beste Riegards

Juhrs

Lizzie Hanfstengel.

Die Bastille der Schauspieler.

Ein fideles Gefängniß in Paris war „For l'Eveque. Da es besonders für Schauspieler bestimmt war, nannte man es auch „La Bastille des Comediers". Man konnte sich darin alles erlauben. Als 1724 der Polizeileutnant die Glückspiele und besonders das Pharaospiel verboten hatte, erfuhr er, daß man nur in der Bastille seiner Verordnung nicht nachgekommen war. Er schickte eine ganze Anzahl Polizeibeamte hin, und man fand auch in einem Zimmer des dritten Stocks eine zahlreiche Gesellschaft. Mme. de Coade, die als Bankhalterin verbotener Spiele in die Register des Gefängnisses eingetragen war, hielt in einem neuen sehr schönen Kleide aus bemalter Leinwand die Bank. Einige Gäste von draußen, unter Anderen die Frau eines Generalprocurators, nahmen an dieser Zusammenkunft theil. Der Eintritt der Polizei erregte Empörung: wo konnte man sich auch unerreichbar glauben, wenn nicht im Gefängniß? Ein allgemeines Ausreißen begann, und einige Schuldige entkamen auch.

Wenn in diesem Gefängniß ein Gefangener gar zu lästig oder unerträglich wurde, wandte man ein großes Mittel an: man gab ihn der Freiheit zurück . . . Das war die „Bastille", in die die Schauspieler ihrer tollen Streiche wegen gebracht wurden. Und es geschah ziemlich häufig, daß sie es an Achtung gegen das Publicum und die Reglements fehlen ließen. So fiel es der Sängerin Catherine Lamaura am 10. März 1735 plötzlich ein, in der Oper „Jephta" ihre Rolle im Stich zu lassen, um in der Stadt zu soupiren. Man brachte sie, als auch die Vermittlung des Ministers Maurepos nichts half, in ihrem Theatercostüm und unter großem Geleit nach der Bastille der Schauspieler, aber nach einer Stunde holte der Director der Oper sie eiligst zurück, da er sie brauchte. Oder es kam vor, daß Schauspieler, statt Abends aufzutreten, in einem anderen Theater der Vorstellung beiwohnten. Ein anderer Grund, die Schauspieler ins Gefängniß zu schicken, ist im 18. Jahrhundert oft die Trunkenheit auf der Bühne gewesen.

Auch Tänzer beehrten die „Bastille" mit ihrer Gegenwart. Als der berühmte Balletmeister Vestris einst die beliebte Ballerina Mlle. Dorival, die es an Achtung gegen ihn hatte fehlen lassen, verhaften ließ, zischte man ihn bei seinem Auftreten aus. Schließlich mischte sich der Director ein und drängt ihn, die Dorival zurückzuholen. In der „Bastille" fand Vestris die Tänzerin in lustiger Gesellschaft. Der Tisch war mit Flaschen und Früchten besetzt. „Mein Fräulein", sagte Vestris, „ich bringe Ihnen Ihre Freiheit. Man verlangt Sie auf der Bühne". „Danke, ich befinde mich sehr gut hier". „Mein Fräulein, ich bitte Sie darum!" Vestris mußte erst in Gesellschaft der jungen Gefangenen und ihrer Gäste zwei Flaschen Champagner trinken. Inzwischen hatte das Publicum in der Oper die Geduld verloren und verlangte Vestris' Kopf, bis endlich die Dorival erschien und mit einem Beifallssturm begrüßt wurde . . . Das alte Gefängniß wurde 1783 zerstört.

Der Unteroffizier Meyer behandelt in der Instruktions-Stunde soeben die Lehre vom Geschütz und seinen Theilen, und erklärt den Einjährigen den Begriff der „Seele" (das Rohrinnere): „Also paßt's auf, denn Ihr Bildungslackl wißt doch wieder nichts, wenn man Euch fragt! Die Seele ist ein unsichtbares Organ, wo, wenn Ihr die Ehre habt, in Sr. Majestät Dienst draufzugehen, hinauffliegt, wenn's wahr is; genau eine solchene Seele hat auch das Kanonenrohr und zwar beginnt sie bei diesem Loche und endet weiter rückwärts."

(Amerika.)

* * *

Der Berliner Lokal-Anzeiger enthielt in Nr. 143 die Vermiethungsanzeige: „3 Zimmer, Bad, Magd, Balkon etc. nach Süden per sofort am Stadtbahnhof Stralau-Rummelsburg." Dieser Versuch, mit der Wohnung auch gleichzeitig die Magd zu liefern, bietet vielleicht eine Lösung der Dienstbotenfrage.

* * *

Wer in eine andere Grube fällt, gräbt sich oft selbst hinein.

Eine Morgentoilette vor 2000 Jahren.

Ganz genau mag die Zeitberechnung nicht stimmen. In Wahrheit sind es noch nicht ganz achtzehnhundert Jahre her, seit der große Sittenschilderer und Satiriker Lucian mit seinem scharfen Spotte die übertriebenen Toilettenkunststücke seiner Zeitgenossinnen geißelte. Der strenge Kritiker weiblicher Eitelkeit, der auch den Damen seiner Zeit gegenüber die Höflichkeit nicht liebt, erzählt von den vielen Büchsen, die zur Morgentoilette herangeschafft werden und die nichts als Lug und Trug enthalten: Zähne und Zahnfleischbeizen, schwarze Wimpern und Augenbrauen. Er berichtet von Frauen, die das Vermögen ihrer Männer vergeuden, „um die Wohlgerüche Arabiens aus ihren Haaren wehen zu lassen". Zu Ehren der altrömischen Damen mag man gern annehmen, daß Lucian an einzelnen Stellen die Farben zu stark aufgetragen habe, aber so viel steht nach allen Schilderungen der Zeitgenossen fest, daß die kühnste Phantasie moderner Toilettenkünstlerinnen sich keine ausreichende Vorstellung machen kann von der Raffinirtheit und Kostspieligkeit der Mittel, mit denen die altrömischen Damen sich zu verschönern verstanden.

Die eleganten Römerinnen gebrauchten ein eigenartiges Mittel der Hautpflege. Vor dem Schlafengehen bestrichen sie sich das Gesicht mit einem dicken Kleister aus Brodteig und Eselsmilch. Der Kleister erhärtete natürlich über Nacht, und das Gesicht sah danach aus, als ob es mit einer zerbröckelten Kalkschicht überzogen war. Darum war natürlich die erste Sorge des Morgens, diese Kruste vom Gesicht zu entfernen. Das geschah mittelst frischgemolkener, lauwarmer Eselsmilch, die eine nur für diesen Zweck bestellte Sklavin in einer kostbaren Schüssel herbeigetragen hatte. War die Kruste heruntergewaschen, so hatte die Sklavin ihrer Herrin mit einer Unzahl von Schönheitsseifen und Essenzen die Gesichtshaut zu baden und zu salben, damit sie glatt und geschmeidig wurde. Alle diese Seifen und Oele hatten prächtig klingende, griechische Namen, wie denn überhaupt für die vornehme Römerin alles, was Geschmack und Eleganz betraf, aus Griechenland stammen mußte. Jedenfalls mußte der Händler die Echtheit der Schönheitsmittel versichern.

Jetzt wurde die erste Sklavin mit einem gnädigen Winke entlassen, und sofort erschien eine zweite, die das kunstvolle Geschäft des Schminkens zu besorgen hatte. Die Substanz der Schminke bestand meist aus Pflanzenstoffen, namentlich war es ein Moos, das die Grundlage aller Schminken bildete. Aber auch Bleiweiß und Quecksilberverbindungen waren den Schminkefabrikanten des Alterthums schon bekannt. Ganz eigenthümlich war die Zubereitung der Schminke. Jede Schminke mußte mit menschlichem Speichel angerieben werden und zwar sollte es der Speichel einer nüchternen Frau sein. Deshalb durfte die mit dieser Aufgabe betraute Sklavin bis zur Vollendung der Morgentoilette ihrer Herrin nichts essen und mußte jeden Tag eine vorgeschriebene Zahl wohlriechender Pastillen zerkauen. Auf die Innehaltung dieser Vorschrift sah die Gebieterin mit peinlichster Strenge, und wehe der Sklavin, die dagegen verstieß. Schwerste Mißhandlungen und schmerzhafteste Foltern waren die Strafe. Die alten Schriftsteller erzählen in diesem Zusammenhange von Grausamkeiten, die die Gemüthsempfindungen der vornehmen Römerinnen in einen traurigen Gegensatz zu der Schönheit ihrer äußeren Erscheinung stellen.

Waren die Wangen gehörig geschminkt — Rücksichten auf eine möglichst unauffällige oder gar unbemerkbare Wirkung der Schminke kannten die alten Römerinnen nicht — dann kamen die Augenbrauen und die Wimpern an die Reihe. Auch für diesen Dienst hatte die vornehme Dame eine besondere Sklavin, denn tiefschwarze Augenbrauen und Wimpern waren das erste Gebot der Kosmetik und das Färben mußte mit großer Mühe und Sorgfalt geschehen. Das Färbemittel war ein Pulver aus Bleiglanz oder aus Wismuth, das mit Wasser angerührt und mittelst besonders konstruirter Apparate die die alten Schriftsteller bald als Griffel, bald als Sonden und bald als Nadel bezeichneten, aufgetragen wurde. In Wahrheit wird es wohl meist ein kleiner harter und scharfer Pinsel gewesen sein.

Die nächste Sorge der Morgentoilette war nun die Zahnpflege. Die Zahnputzerin brachte ihrer Herrin auf einer goldenen Schale die durchsichtigen, gelblichen Mastixkörner, die die vornehme Römerin als das beste Mittel zur Erhaltung der Zähne schätzte. Wenn wir den boshaften Epigrammen Martials Glauben schenken dürfen, dann war allerdings für die eleganten, altrömischen Damen die Zahnpflege gar oft überflüssig, denn die Zähne, die die Sklavin während der Nacht in einem fein polirten, silbernen Kästchen verwahrte, bedurften keiner Pflege.

Die „abgeglättete, frisch geschminkte, mit wiedergebackenen Augenbrauen und Zähnen" geschminkte Römerin vertraut sich nun der Kunst ihrer Haarschmückerinnen an. Die bevorzugteste unter ihnen hat ein besonders verantwortliches und allerstrengste Verschwiegenheit forderndes Amt: das Färben des Haares. Die erste Pflicht einer schönen Frau war nämlich — rothes Haar zu haben. Allerdings nannten es die altrömischen Damen selbst nicht roth, sondern goldgelb. Aber die weniger gewählten und dafür ehrlicheren Beschreibungen der römischen Friseure und Parfümeure lassen keinen Zweifel darüber, daß die Römerinnen sich das Haar feuerroth gefärbt haben. Ueber die Färbemittel finden wir eine ganze Reihe verschiedener Angaben, doch scheinen die Händler die chemische Zusammensetzung ihrer Mittel als ein werthvolles Geheimniß ängstlich gehütet zu haben. Ein gelehrter Arzt des Alterthums versichert uns übrigens allen Ernstes, daß die Römerinnen es verstanden hatten, die Sonnenstrahlen zum Färben des Haares zu benutzen. Das Verfahren des Haarfärbens war ziemlich umständlich und langwierig, namentlich wenn das Haar zum erstenmal gefärbt wurde. Deshalb pflegten die Römerinnen, bevor sie ihr von Natur schwarzglänzendes Haar den entzückten Verehrern im röthlich goldenen Schimmer zeigten, unter irgend einem Vorwand einige Zeit aus der Stadt zu verschwinden. Aber an jedem neuen Morgen mußte die Farbe aufgefrischt werden. Die Sklavin rieb zu diesem Zwecke zunächst das Haar mit einer schnelltrocknenden Flüssigkeit ein, legte es mit dem Brenneisen in Wellen und band dann ein Tuch oder eine Haube fest über den Kopf. Nach einer Weile wurde das Tuch abgenommen, und bevor das eigentliche Frisiren begann, das eine unglaublich schwierige und vielseitige Kunst war und das wir deshalb hier nur erwähnen können, wurde das Haar mit einer Unmenge der kostbarsten Oele parfümirt. Dies geschah auf eine ganz eigenartige Weise, die wir uns heute überhaupt nicht mehr erklären können. Die alten Schriftsteller erzählen nämlich, daß die Sklavinnen die Oele und Salben in den Mund nahmen und darauf im feinsten Staubregen auf das Haar der Herrin spritzten. Ob die römischen Sklavinnen diese Kunst ganz „ohne Apparate" ausübten, oder ob sie am Ende irgend ein Zerstäubungsinstrument in den Mund nehmen, wissen wir nicht. Der Luxus, der mit den Haarölen getrieben wurde, muß ungeheuer gewesen sein. Wir haben schon erwähnt, daß Lucian erzählt, die Römerinnen hätten die großen Vermögen ihrer Männer nur für Haarparfüms verschwendet und Martial giebt seinen Uebermuth wieder in recht kräftigen Worten Ausdruck.

Mit der Frisur war die intime Morgentoilette der eleganten Römerin beendet und es folgte nun das Anlegen der Gewänder, die verschieden gewählt wurden, je nach den Vergnügungsplänen, die sich die Herrin des Hauses für den Tag zurechtgelegt hatte. Hier nur noch ein paar Worte über die Pflege der Fingernägel, der die altrömischen Damen den größten Werth beilegten. Denn schon die alten Römerinnen wußten, daß zu einer schönen Hand vor allem auch schöne Fingernägel gehören. Die Nagelpflege begann damit, daß die Sklavin die Nägel ihrer Gebieterin mit einer silbernen Zange und einem silbernen Messerchen beschnitt. Die Unebenheiten, die sich mit dem Messer nicht fortbringen ließen, wurden mit Säften, Kräutern und Pulvern beseitigt. Die glänzende Karnation der Fingernägel — das römische Wort für Fingernägel hängt zusammen mit Onyx — erreichte man dadurch, daß man die Nägel mit scharfen Essenzen rieb, von denen Weinessig die beliebteste und unschädlichste war.

Die alten Schriftsteller, denen wir alle diese indiskreten Mittheilungen über die Toilettenkünste der römischen Damen verdanken, haben es gewiß nicht leicht gehabt, ihre Beobachtungen zu machen. Denn man kann es verstehen, daß die eitlen Römerinnen die Thüren ihrer Toilettenzimmer vor jedem Männerblick ängstlich verschlossen.

Indianer-Erziehung.

Carlisle, Pa., der Sitz von Onkel Sam's Schule für die Erziehung von jungen Indianern, feiert diesen Winter zwei Gedenktage. Heuer vor fünfundzwanzig Jahren wurden die Carlisle-Baracken, nachdem dieselben ein volles Jahrhundert lang ihren Zwecken gedient hatten, von der Regierung zu Washington aufgegeben, und heuer vor fünfzehn Jahren konnte die in den alten Baracken etablirte Indianerschule ihre erste Schuljahrsfeier begehen.

Mit dieser Feier gingen elf Zöglinge, meistens Sprößlinge vom großen Stamme der Sioux, mit dem Zeugniß der Reife von der Schule ab; gelegentlich der just festlich begangenen fünfzehnten Schuljahrs-Schlußfeier graduirten 37 junge Indianer — zwanzig Mädchen und siebzehn Knaben, Vertreter fast aller Indianerstämme in den Ver. Staaten und zur Zeit ihrer Aufnahme in die Schule, vor nun fünf Jahren, ungefähr ebenso viele verschiedene Sprachen oder Dialekte redend.

Es waren die Indianer selbst, die von Onkel Sam eine tüchtige Schulbildung ihrer Kinder verlangt hatten. Im Winter 1874—75 kam es im Indianergebiete zu einer ausgedehnten Erhebung der Rothhäute. Die Kiowas, Commanches, Cheyennes und Arapahoes betraten den Kriegspfad. Ueberfall auf Ueberfall, mit der üblichen Begleitung von Sengen, Brennen, Rauben und Morden, terrorisirte die weißen Ansiedler auf dem Gebiete, und als schließlich das Bundesmilitär sein Bestes und auch sein Schlechtes gethan, um dem Indianergebiete den Frieden wiederzugeben, fand die Militärbehörde zu Washington, daß sie in Fort Sill eine Anzahl der Führer der Indianer als Kriegsgefangene an der Hand hatte.

Um dieselben von der Scene ihrer verderblichen Aktivität fortzubringen, wurden diese Gefangenen je auf drei Jahre nach dem Fort Marion zu St. Augustine, in Florida, geschickt, und zwar in Ketten und unter Aufsicht des Capitäns R. H. Pratt. Capt. Pratt hatte seine eigenen Ansichten über die Civilisirung des Indianers; er hielt dafür, daß die Rothhaut menschlich genug sei, um unter die civilisirenden Einflüsse der Erziehung gebracht werden zu können. Und so kam es, daß, sobald er seine Indianer in Fort Marion untergebracht hatte, Capitän Pratt den Leuten die Ketten abnahm und sie zu Arbeiten in den Anlagen des Forts heranzog.

Die Indianer erwiesen sich als arbeitswillig, und sie wurden so zuverlässig, daß sie bald an Arbeiten außerhalb des Forts, in St. Augustine und der Umgebung des Städtchens, gestellt werden konnten. Einige hochherzige Frauen nahmen sich der Indianer nun an und brachten denselben das Lesen, Schreiben und Sprechen des Englischen bei. Unter dem Einflusse des Capitäns Pratt und dieser Frauen wich das sprichwörtliche mürrische Wesen der Indianer bald einer wohlthuenden Heiterkeit und einem Eifer zum Lernen.

Die Leute arbeiteten willig und intelligent, und als im Jahre 1878 ihr Straftermin ablief und ihnen gestattet war, nach dem fernen Westen zurückzukehren, da kamen ihrer zweiundzwanzig bei Onkel Sam darum ein, im Osten bleiben und eine Schule besuchen zu dürfen. Von diesen zweiundzwanzig wurden siebzehn nun in dem Hampton Normal Industrial Institute zu Hampton in Virginien untergebracht und die übrigen in Privathäusern in der Stadt New York.

Nun fing Onkel Sam an, die Ungerechtigkeit einzusehen, deren er sich den rothhäutigen Kindern des Waldes und der Prairie gegenüber dadurch schuldig gemacht hatte, daß er dieselben vernichten, anstatt erziehen ließ. Von ihrer Reservation im fernen Dakota wurden nun zunächst fünfzig Knaben und Mädchen, Sprößlinge der Sioux, Arickaree, Mandan und Gros Ventee Stämme nach Hampton gebracht und zu gleicher Zeit wurden Capitän und Frau Pratt von der Regierung zu Washington beauftragt, diese Kinder in ihre Obhut zu nehmen und dieselben zu geistig, moralisch und körperlich tüchtigen Menschen heranzuziehen.

Die Carlisle-Baracken waren um diese Zeit als Armee-Posten aufgegeben worden und standen leer; auf die Vorstellungen des Capitäns Pratt hin wurden dieselben nun für die Zwecke einer Indianer-Schule hergegeben und eingerichtet. Diese Schule wurde am 1. October 1879 eröffnet, und zwar mit 82 Knaben und Mädchen vom Stamme der Sioux, die in der Nacht vorher, von den Rosebud und Pine Ridge Reservationen in Dakota kommend, in Carlisle eingetroffen waren. Seitdem sind in Carlisle ungefähr 4500 Indianerkinder erzogen worden.

Heutzutage treffen die kleinen Rothhäute in Carlisle nicht häufig ein, wie ihre Vorgänger von vor fünfzehn und selbst noch vor zehn Jahren: mit langem Haar, die Gesichter bemalt und mit Perlen, Federn und grellfarbigen Decken geschmückt. Die Kleidung der Kinder weißer Eltern ist unter den Neuankömmlingen vorherrschend. Und diese Knaben und Mädchen werden in Carlisle gar gern gesehen. Irgend ein weißer Bewohner des Städtchens wird auf eine diesbezügliche Frage erwidern: „Gewiß, Sie werden finden, daß die Indianerkinder hier ziemlich populär sind. Die Kinder sind so artig und führen sich so gut auf, wie man das nur wünschen kann. Im Allgemeinen bemühen sie sich, recht zu handeln, soweit sie das Rechte erkennen."

Fürwahr, Carlisle hat gelernt, auf seine Indianer-Schule stolz zu sein, obwohl in derselben „höhere Bildung" nicht verzapft wird und sie in der Hauptsache nur eine Industrieschule ist. Die Zöglinge genießen jeden halben Schultag Unterricht in der Schule und werden während des übrigen Schultages in einem nützlichen Handwerk oder in der Landwirthschaft unterrichtet. Die Graduirten gehen mit dem Zeugniß der Reife für Aufnahme in die örtliche Hochschule ab und viele derselben lassen es sich nicht nehmen, einen Kursus in der Hochschule noch durchzumachen, ehe sie sich von Carlisle trennen.

Die Carlisle-Indianerschule besteht aus einer Angahl von Bauten und Anlagen, alle gruppirt um den großen Schulspielplatz herum. Da sind das alte Wachthaus, das geräumige Schulhaus, die Quartiere für die Lehrer, die große Speisehalle, eine Bäckerei, eine Wäscherei, ein Haus für die Wohn- und Schlafzwecke der Mädchen, ein anderes für die der kleinen Knaben und ein drittes für die der großen Jungen, eine Turnanstalt, ein Hospital, Colonel Pratt's Cottage und die Cottage des Superintendenten; hinter dem Hospital liegt ein großer Tummelplatz für die erwachsenen Knaben, auf welchem dieselben sich in Baseball, Fußball und anderen athletischen Spielen üben können, und in dessen Nähe liegen die Werkstätten.

Natürlich ist der Schule eine große Farm attachirt, auf welcher der zukünftige rothhäutige Landmann in den Künsten des Ackerbaues unterrichtet wird. Von allen diesen Bauten und Anlagen kann nur das alte Wachthaus auf eine lange Geschichte zurückblicken. Dieser Bau sieht schon seit über 125 Jahren und hat im Laufe der Zeit viele Aenderungen erlebt. Während des Unabhängigkeitskrieges wurde es als Gefängniß für revolutionäre Kriegsgefangene verwendet und in neuerer Zeit werden in demselben unartige Zöglinge eingesperrt, um die von Kameraden ihnen auferlegte Straftermine abzusitzen! In Carlisle werden Verstöße gegen die Schuldisziplin nicht von Col. Pratt oder dem Schulsuperintendenten geahndet, sondern von zu diesem Zwecke bestimmten Mitschülern der Delinquenten.

Vollblütige Indianer giebt es unter den Zöglingen der Schule zu Carlisle wahrscheinlich nur wenige. Wohin sich der Blick wenden mag, da sieht man Gesichtszüge, die eine starke Infusion von Blut des weißen Mannes, ja manchmal selbst des Negers nicht verkennen lassen. Die Eskimos sind wahrscheinlich vom reinsten Blute ihres Schlages und, wie die Lehrer behaupten, sind dieselben auch die gefügigsten, gutmüthigsten, lernbegierigsten und gehorsamsten aller Indianerkinder.

Auch werden zur Zeit in Carlisle ungefähr vierzig kleine Portorikaner erzogen — lebhafte, leicht nervöse und vielleicht mehr intelligente Kinder, als die kleinen Indianer, aber höher gespannt und schwerer zu lenken. Eine Zeit lang hielten die Portorikaner zusammen und verkehrten nur unter sich, die spanische Sprache benutzend. Seitdem denselben aber das Englische beigebracht worden ist und sie in dieser Sprache sich nun leicht verständlich machen können, ist das anders geworden, und heute verkehren sie mit Indianerkindern ebenso gerne, wie früher nur unter sich.

Die weiblichen Zöglinge der Schule werden hauptsächlich in Handarbeiten angelernt, im Kochen, Waschen, Bügeln, Nähen u. s. w.; die Knaben im Anfertigen von Schuhen, weißen und buntfarbigen Hemden, Knaben- und Männerkleidern und in der Landwirthschaft. Viele der Zöglinge kehren nach Ablauf der Schulzeit von fünf Jahren nach den Reservationen ihrer Stämme zurück, einzelne um an den Reservationsschulen zu unterrichten, andere um dem in Carlisle gelernten Handwerk nachzugehen oder Ackerbau zu betreiben. Aber was immer diese früheren Zöglinge für ihren Lebensunterhalt anpacken und wie alt dieselben auch werden mögen, Carlisle läßt sie nie ganz und gar aus den Augen.

So kam es, daß, als vor kurzer Zeit eine Philadelphiaer Zeitung eine ehrenrührige Geschichte über „White Buffalo", einen früheren Zögling der Carlisle Schule, veröffentlichte, Colonel Pratt der Sache nachforschte, fand, daß dieselbe unbegründet war und dann im Namen seines einstigen Schützlings prompt gegen die Philadelphiaer Zeitung wegen Verleumdung klagbar wurde. „White Buffalo" bezog die Carlisle Schule im Jahre 1881 — ein stattlicher, junger Cheyenne, in Federschmuck, bunter Decke und Moccasins.

Das weiße Haar, eine Familieneigenart, der er seinen Namen zu verdanken hat, fiel in langen Strähnen über seine breiten Schultern herab. Gelegentlich des kürzlich begangenen 15. Jahrestages der ersten Schlußfeier kam „White Buffalo" nach Carlisle — ein vornehm auftretender Mann von vielleicht 45 Jahren, in eleganter moderner Kleidung, das dichte, weiße Haar hochgescheitelt und glatt über die bronzenen Schläfen gebürstet, um seine fünfzehnjährige Tochter, Miß Emma White Buffalo, seiner eigenen alma mater zuzuführen.

Bemerkenswerth ist noch, daß die Carlisle Baracken, die von der Regierung zu Washington der Erziehung der Indianer eingeräumt wurden, im Jahre 1777 erbaut worden sind, und zwar von den hessischen Söldnern, die durch Washington's Sieg bei Trenton in die Kriegsgefangenschaft der Amerikaner geriethen. Vier Jahre später wurde in dem Wachthause dieses Militärpostens der Major Andre untergebracht, und hier verbrachte der Verräther die Tage bis zu seiner Hinrichtung. Dieses alte Wachthaus steht heute noch, das einzige der während der Revolutionszeit errichteten Gebäude. In 1863, als General Fitzhugh Lee während des Einfalls der Konföderirten in pennsylvanisches Gebiet Carlisle bombardiren ließ, wurden die übrigen alten Bauten zerstört.